

TANJA HANIKA

MITTERNACHT- GESCHICHTEN

EINE ANTHOLOGIE MIT HORROR-
UND SCHAUERGESCHICHTEN



Mitternachtgeschichten

Eine Anthologie mit Horror-
und Schauergeschichten
von Tanja Hanika

Impressum

1. Auflage Oktober 2022
Copyright © 2022 by Tanja Hanika
www.tanja-hanika.de
kontakt@tanja-hanika.de
Gartenstr. 12, D-54595 Weinsheim

Korrektorat:
Doris Eichhorn-Zeller | www.perfekte-texte-coburg.de/

Unter Verwendung von:

© Covergestaltung: »Mitternachtgeschichten – Eine Anthologie mit Horror- und Schauergeschichten« Catherine Strefford | www.catherine-strefford.de

© Verkorgrafiken: OpenClipart-Vektors, biggerthanpluto und Clker-Free-Vektors / pixabay.com

© Covergestaltung Cathy Strefford: »Sammelband Horror- und Schauergeschichten«, »All Horrors Eve«, »Hexenwerk«, »Werwölfe in Aremsrath«, »Roadkill«, »Scream Run Die«, »Das Autor:innenleben in Checklisten - Ein Schreibratgeber in Listenform«

© Coverdesign »Der Angstfresser«: Christian Eickmanns | www.writtengraphics.com

© Coverdesign »Zwietracht« by Rob Allen @n23art

Alle Rechte in jeglicher Form vorbehalten. Sowohl Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme als auch mechanische, elektronische sowie fotografische Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit schriftlicher Genehmigung der Autorin. Figuren, Namen und Handlung sind frei erfunden, etwaige Ähnlichkeiten mit real

existierenden Personen oder Institutionen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Über die Autorin:

Tanja Hanika wurde 1988 in Speyer geboren. Ab 2008 studierte sie erfolgreich an der Universität Trier Germanistik und Philosophie. Nun lebt sie mit Mann, Sohn und Katze in der Eifel.

Mit acht Jahren entdeckte Tanja Hanika durch eine Kinderversion von Bram Stokers »Dracula« nicht nur ihre Liebe zu Büchern, sondern wollte fortan auch selbst solche Geschichten schreiben.

Für meinen Mann und meinen Sohn, die mich immerzu unterstützen und inspirieren.

Für alle, die Horror so sehr lieben, wie ich.

Inhaltsverzeichnis

Meine Worte, deine Worte

Alle sagen, ich sei krank.

Ob dem so ist, magst du selbst entscheiden.

Mein Leben endete in einer Sommernacht 1998 und doch bin ich noch lebendig genug, um hier zu sitzen und alles an meiner Lieblingsschreibmaschine aufzuschreiben.

Dabei hatte alles so gut begonnen! Die Verkaufszahlen meines Debüts waren in ungeahnte Höhen geschneilt und bald schon konnte ich das sein, was ich immer hatte werden wollen: Schriftstellerin.

Ich könnte also festhalten, dass alles mit einem Bestseller begann, aber ich denke, der Anfang meines Niedergangs liegt bereits in den ersten Gruselgeschichten, die ich als Jugendliche an meiner Schreibmaschine verfasst habe. Tag und Nacht schrieb ich; sobald mich eine Idee gepackt hatte, überschritt ich hemmungslos meine Zubettgehzeit und tippte, bis meine Fingerkuppen taub, ja, bis sie manchmal sogar wund waren. Je strapazierter sie sich am nächsten Tag anfühlten, desto stolzer war ich, denn ich sah das als Arbeitslohn und als Zeichen, dass ich vorankam.

Als ich noch bei meinen Eltern gelebt hatte, hörte ich meine Mutter oft vor meinem Zimmer auf und ab gehen. Meist waren es nur die Schritte, die mir auffielen, aber manchmal untermalte ein schweres Atmen dieses Geräusch, dass sich mir die Nackenhaare davon aufstellten. Auch tagsüber, aber meistens in der Nacht. Wie geisterhafte Schritte im dunklen Flur. Sie horchte auf das Klackern der Tasten oder auf das Ächzen meines Schreibtischstuhls. Die einzigen Lebenszeichen von mir, an die sie sich in ihrer Ratlosigkeit hatte klammern können, wie sie mir irgendwann vorwarf. Mit der Zeit aber begann sie sich danach zu

erkundigen, wie viel ich geschafft hatte, anstatt ihre Sorgen über mein wahnhaftes Tippen zu äußern.

Nachdem ich – endlich erwachsen – ausgezogen war, meinte ich manchmal noch im Flur vor meiner Wohnung die vertrauten Schritte zu hören, aber es war nie jemand da, wenn ich nachschauen ging. In der Abgeschiedenheit meiner eigenen vier Wände lernte ich dann den absoluten Schreibrausch kennen: Ich tauchte ab wie nie zuvor, existierte mehr in meiner Geschichte als im wahren Leben und verlor den Halt. Die meisten Freunde wandten sich ab, neue Bekanntschaften knüpfte ich gar nicht erst. Während meine Mutter mich ausfragte und mir ihre Ratschläge aufdrängte, klang mein Vater immer sorgenvoller zu den seltenen Gelegenheiten, an denen ich mit ihm statt mit Mutter telefonierte. Auch an meinem Körper stellte ich Veränderungen fest: Ich magerte ab, wurde sehniger und immer häufiger strengte es mich an, dazusitzen und am Laptop zu schreiben.

Aber dieses Dasein brauchte ich, um mir gute Geschichten auszudenken. Und die Leser forderten Nachschub. Von Roman zu Roman wurden meine Texte düsterer und grausamer. Die Leser kauften die Regale leer und forderten mehr von dem, was ich allzu gerne geben wollte.

Es kam eine Nacht, da klappte ich, vor mir selbst erschrocken, den Laptop zu. Wie nach einem Sprint atmend, saß ich da und starrte lieber ins Leere als auf die Buchstaben auf dem Bildschirm. Meine Hände zitterten so stark, dass ich mich wunderte, wie ich überhaupt die richtigen Tasten hatte treffen können. Geschrieben hatte ich von rohem, geschundenem Fleisch und Knochensplittern, einem Fest von Gewalt und Grausamkeit, bar jeder Handlung, die dies rechtfertigte. Meine allerletzten Tabus waren gebrochen und ich hatte das im Text zelebriert. Musste ich schreiben, was die Leser verlangten? Waren das,

was ich zuletzt produziert hatte, überhaupt noch meine eigenen Geschichten?

Die Stimme meines Vaters klang in meinem Kopf nach. »Kind, du machst dich noch kaputt. Komm heim und mach eine Pause. Nur ein paar Tage.«

Stets hatte ich das Angebot ausgeschlagen, aber nun glaubte ich einen Punkt erreicht zu haben, an dem ich weg aus der einsamen Wohnung musste. Weg von dieser einen Geschichte, die Wendungen nahm, die ich nicht schreiben wollte. Das Wort »Schreibpause« hallte in meinen Gedanken wider wie ein Todesurteil. Mitten in der Nacht brach ich auf, bevor ich es mir anders überlegen konnte.

Am Haus meiner Eltern angekommen, schulterte ich den Rucksack und nahm den Hausschlüssel aus der Tasche. Das Klicken des Schlosses hallte durch das schlafende Haus, aber nichts regte sich in der Finsternis. Das wäre eine Überraschung für die beiden, wenn ich zum Frühstück erscheinen würde.

Ich stieg die Stufen in mein altes Zimmer hinauf, in dem mittlerweile Bügelbrett, Vasen, Fotoalben und einige andere Alltagsgegenstände abgestellt waren. Mein Bett blieb mir jedoch nach wie vor frei gehalten, ebenso wie der Schreibtisch am Fenster. Hier und da entdeckte ich eine dünne Staubschicht, nur der Schreibtisch wirkte frisch poliert. Ich konnte es nicht lassen und stellte als Erstes meinen Laptop darauf ab. Obwohl ich von der Fahrt müde hätte sein müssen, inspirierte mich mein Jugend-Schreibort und ich klappte ihn motiviert auf. Nur ein paar Sätze!

Dann fiel mein Blick auf die alte Schreibmaschine im Regal. Ich tauschte sie gegen den Laptop aus und haute wie früher in die Tasten, die sich wie gewohnt an meine Fingerkuppen schmiegt. Worte, die sich endlich wieder nach meinen eigenen anfühlten, sprudelten aus mir heraus, troffen wie Tinte – oder Blut – von meinen Händen und

wurden wie von selbst von der Schreibmaschine ins Papier geschlagen.

Keine quietschende Tür, keine tapsenden Schritte und kein betätigter Lichtschalter hatten mich vorgewarnt: Ich fühlte warmen, feuchten Atem in meinem Genick und brauchte einen Moment, um das zu begreifen und mich aus der Geschichte zu lösen. Mein Körper erstarrte und ich vermochte mich nicht zu rühren. Aber ich fand es schlimmer, nicht zu wissen, wer oder was direkt hinter mir stand, als mich zu überwinden und dem Grauen in die Fratze zu schauen. Ich hatte in meinem Leben zu viele Horrorgeschichten geschrieben, um vom Naheliegenden auszugehen. Niemals zuvor hat es mich so viel Kraft gekostet, meinen Kopf zu drehen, wie in diesem Moment.

»Du bist zum Schreiben nach Hause gekommen«, flüsterte meine Mutter genau in dem Moment, als ich sie erblickte. Ihr Gesicht war eine reglose Miene, die nicht erkennen ließ, was sie davon hielt. »Ich hörte die Tasten klackern und habe mich schon gefragt, ob nun ein Geist so versessen an deiner Maschine schreibt, wie du es früher getan hast.«

»Mama.« Mehr brachte ich nicht zustande. Der Schreck saß noch zu tief, mein Kopf war gedankenleer, als hätte Mutter mir das Gehirn herausgerissen. Sie erkannte nicht, dass sie für mich der Geist war, den sie zu hören geglaubt hatte.

»Ich nehme an, du verbreitest weiterhin Furcht und Schrecken mit deinen Werken?«

Ich nickte und beobachtete, wie ihre Augen hin und her huschten. Wie sie die ungeschliffenen Zeilen las, an deren Inhalt ich mich überhaupt nicht erinnern konnte. Die Linie ihrer Lippen wurde zusehends dünner.

»Das ist gut«, sagte sie. »Aber du kannst es besser. Die Dunkelheit sollte ihn nicht umgeben, sie sollte Teil von ihm werden.« Mutter war nie mit meinen Texten zufrieden. Weil

ihre Worte meist die Wahrheit trafen, ärgerten sie mich umso mehr. Meine Geschichten wurden besser, wenn ich ihre Änderungsvorschläge umsetzte. Doch mein Herz schlug rebellisch gegen meinen Brustkorb.

»Du solltest vielleicht selbst schreiben.« Es war heraus. Endlich hatte ich gesagt, was ich ihr schon ewig hatte sagen wollen.

Ihre Augen funkelten. »Ja, das sollte ich. Du warst schon immer ein brillantes Kind.« Sie wünschte mir gute Nacht und ging.

Am nächsten Morgen war unsere nächtliche Begegnung beinahe vergessen. Am späten Vormittag wartete auf dem Küchentisch ein kleines Frühstück und ich fühlte mich ein wenig unbehaglich, als ich mich dafür bedankte.

Um meinen gestrigen Worten die Schärfe zu nehmen, fragte ich im Plauderton: »Hast du denn eine Idee, worüber du schreiben möchtest?«

Meine Mutter legte den Kopf schräg und meinte, dass ich die Erste sei, die es erführe, sobald es etwas zu lesen gäbe. Das Geschirrhandtuch warf sie ins leere Spülbecken. »Iss auf, du bist zu dünn«, sagte sie und verließ die Küche.

Rührei und Toast schmeckten wie immer vorzüglich und ich beherzigte ihren Rat. Kaum hatte ich mein Geschirr in die Spülmaschine geräumt, zog es mich wieder zur Schreibmaschine. Jeder Vorsatz einer Auszeit war vergessen.

So ging ich hinauf und versank erneut in meiner Horrorwelt. Auch im Haus meiner Eltern fand ich einen Rhythmus, der nur aus Essen, Schlafen und vor allem Schreiben bestand.

Als böte die Nacht Möglichkeit zu einer Offenheit, die im Tageslicht nichts verloren hatte, kam nach beinahe einer Woche meine Mutter zu mir ins Zimmer, nachdem die

Kirchturmglöcke am Morgen viermal geläutet hatte. Als hätte sie auf dieses Zeichen gewartet. Wie üblich klopfte sie nicht an, aber sie schloss geräuschvoll die Tür, sodass ich nicht über ihren Atem im Nacken erschrecken musste.

»Ich hätte gedacht, dich mehr zu Gesicht zu bekommen, wo du schon hier bist.« Sie flüsterte fast.

»Ist es nicht das, was du willst: dass ich schreibe?«

Beinahe verächtlich blies sie die Luft zwischen ihren Lippen hinaus. »Nicht, wenn du deine Zeit an solche amateurhaften Sätze verschwendest. Ich hätte mehr von dir erwartet als das da.« Sie zeigte auf das vollgeschriebene Blatt, das zuoberst auf dem Stapel neben der Schreibmaschine lag.

»Morgen kann ich dir gerne im Garten helfen oder so. Jetzt möchte ich den Schreibfluss nicht unterbrechen.«

»Der Garten ist in perfekter Ordnung, danke.« Wieder huschten ihre Blicke ungebeten über mein Manuskript. Sie schüttelte beim Lesen leicht den Kopf. »Du musst das anders machen. Dein ganzes Leben musst du anders leben, Kind. Ich meine es ja nur gut mit dir. Aber wenn du mehr auf dich achtest, dann kann dein fantasievolles Hirn sich vielleicht auch bessere Überraschungen ausdenken. Plot-Twists?«, fragte sie schließlich, als wüsste sie nicht, wie die korrekten Begriffe lauteten.

Ich schaute auf meine Finger, die mir fremd vorkamen. Gefühllos lagen sie auf den Tasten und ich faltete sie schließlich im Schoß.

Dringt mein Seufzen zu dir durch?

Leise, aber mit Nachdruck sagte ich: »Schreib du deine Geschichten, Mutter, und ich schreibe meine.«

Sie machte ein zischendes Geräusch. »Ich will doch nur dein Bestes. Du kannst mehr als das.«

Fortan fühlte ich mich beim Schreiben überwacht. Als säße ein Geier auf meiner Schulter, der jedes unnütze Wort wie

einen Kadaver aufpicken wollte. Aber die Einsamkeit meiner Wohnung kam mir noch schrecklicher vor wegen dem, was sie mit mir und meinen Texten noch gemacht hätte. Von Satz zu Satz brauchte ich länger, um zu formulieren, was aus meinem Kopf herauswollte. Bald schrieb ich nur noch halbe Sätze, dann noch Stichpunkte und irgendwann gar nichts mehr.

Ich konnte nicht mehr schlafen, wollte nicht mehr essen, saß stundenlang da und las die vorherigen Passagen meines Textes. Ich fühlte mich wie ein ausgewrungener Lappen, aus dem nicht Wasser, sondern jegliche Kreativität herausgepresst worden war. In meinem Unmut sagte ich meinen Eltern, dass ich nicht mehr schreiben wollte. Nie wieder! So als wäre dieses Nicht-Wollen besser als mein tatsächliches Nicht-Können. Wo mein Vater hastig nickte, presste meine Mutter ihre Lippen aufeinander.

Nach fünf Tagen, ohne zu schreiben, weinte ich, wenn ich mein blasses Gesicht aus Versehen im Spiegel entdeckte, und nach weiteren vier Tagen raufte ich mir die Haare und hatte mir die Hände blutig gebissen. Ich hatte das Gefühl zu sterben. Als wären Wörter mein Puls, als wären Geschichten mein Lebenselixier, war ich verdorrt, weil sie nicht mehr aus mir herausflossen. Selbst Tränen kamen keine mehr, obwohl meine Augen brannten. Ich war nutzlos wie ein ausgetrockneter Füllfederhalter.

Die Wochen vergingen. Die letzten beiden Kapitel meines Romans vermochte ich nach wie vor nicht zu Papier zu bringen. Jeden Abend kam meine Mutter in mein Zimmer und überprüfte kopfschüttelnd, ob ich weitergekommen war, als würde sie einem Kleinkind Fieber messen, das weiter und weiter anstieg.

Irgendwann hatte ich eine vermeintlich letzte, mich rettende Idee: Vielleicht könnte ich das ersehnte Ende ja doch in meinen eigenen vier Wänden schreiben. So sehr ich

mich vor dem fürchtete, was ich dort verfassen würde, war es mir inzwischen fast lieber, als gar keinen Abschluss für das Manuskript zu finden.

Als ich schon alles gepackt hatte, kam meine Mutter erneut zu mir.

Das war die Sommernacht 1998, von der ich anfangs erzählte. Mein Ende.

»Ich kann dich so nicht gehen lassen«, sagte sie und stand mit einem Gesichtsausdruck in der Tür, den ich nicht von ihr kannte. Sie würde mich auf gar keinen Fall aus dem Haus lassen.

Aber meinen eigenen Willen hatte ich nie gerne einem anderen gebeugt. Ich nahm meine Tasche und versuchte, mich an ihr vorbeizuschieben. Wäre meine Verzweiflung nicht so groß und ihre Hartnäckigkeit nicht so unüberbrückbar gewesen, hätten wir gewiss ein groteskes Bild abgegeben. Schließlich stellte ich meine Tasche ab und versuchte meine Mutter aus der Tür zu ziehen. Aber wo waren meine Kräfte geblieben? Es gelang mir nicht einmal ansatzweise, mich durchzusetzen. Meine Mutter blieb unerschüttert stehen, obwohl ich heftig an ihrem Arm riss. Die Entschlossenheit in ihren Augen jagte mir einen Kälteschauer durch den Körper. Mein Herz erstarrte zu Eis.

Dann ging es ganz schnell. Sie schob mich ins Zimmer, ich stürzte rücklings zu Boden. »Die Geschichte muss beendet werden. Sie muss«, kreischte sie. Sie hob einen Arm, in dessen Hand sie meinen Briefbeschwerer hielt. »Für die Geschichte«, flüsterte sie mit weit aufgerissenen Augen und geblähten Nasenflügeln. Ein dumpfer Aufprall gegen meine Schläfe unterstrich ihre Worte, ehe ich meine Hände, die ich um den Griff der Tasche gekrampft hatte, heben konnte. Dann wurde alles dunkel.

Eine Dunkelheit, wie ich sie vorher nicht gekannt habe.

Satz für Satz und Stück für Stück rückt das Ende näher. Die Geschichte bekommt, was sie verdient. Endlich! Die Finger stoßen die Tasten der Schreibmaschine hart an, als müsste nicht nur Tinte aufs Papier gedruckt, sondern jeder Buchstabe eingestanzelt werden. Wieder ist das taube Gefühl in den Fingerspitzen ein ersehnter Arbeitslohn.

Dann legen sich Männerhände um die Schreibmaschine und schleudern sie zu Boden. Sein Gesicht verheißt unendliche Trauer und lodernde Wut. Sein Blick sagt, dass sich seine Hände gerne fest um meine Kehle schließen würden. Warum hat er das getan? Will er verhindern, dass ich endlich das Ziel erreiche?

Später. Sind es Tage oder Wochen?

Die Zeit zerrinnt zwischen meinen nun bloßen Händen.

Mutter hatte jegliche Mühe auf sich genommen, um mir den rechten Weg zu zeigen. Auch zuletzt, als ich mich in meinen Fantasien verirrt hatte, mein Schreiben fast verloren hatte, war sie für mich da, hat sich um mich gekümmert wie immer schon und nahm es mir ab. Sie wusste stets, was das Beste für mich war.

Nun sitze ich da – eingesperrt in einer Psychiatrie – und schreibe nur das, was von mir erwartet wird: ein kurzer Lebensbericht, der hoffentlich alle Gedanken wieder an die richtige Stelle rückt, statt dieses abgebrochenen, verheerenden Romans. Fast hätte ich ihn zu Ende gebracht!

Fast hätte sie es geschafft.

Wer sie war und wer ich bin, das schwimmt für mich: Ich bin aber nicht mehr das Ich, das ich hatte sein wollen, das erkenne ich nun.

Was bleibt übrig?

Ich sitze nicht mehr in meinem ... in ihrem Zimmer. Sie haben mir erlaubt, meine ... oder ist es ihre? ... Schreibmaschine zu benutzen, an der auch der letzte Roman geschrieben wurde. Den sie nicht beenden konnte.

Ich war es.

Wir waren es.

Ich weiß nicht mehr, wer ich bin! Mutter? Tochter?

Der Ehemann, der Vater, wer er auch für mich ist, er hat mich angeschaut, als sei ich wahnsinnig. Als hätte ich ihm wehgetan, dabei habe ich doch nur das Beste für alle tun wollen. Habe sie in ihrem Kinderbett zur Ruhe gelegt, fast wie damals, während ich mich an die Arbeit gesetzt habe. Ohne diese Geschichte hätte sie noch weniger gelebt als im Tod! Ich habe sie gerettet.

Gerettet!

Die Menschen hier zeigen unbefangene Gesichter, aber in ihren Augen lese ich, was sie verbergen wollen.

Alle sagen, ich sei krank. Sagen es mit Gesten und mit Blicken und manch einer sagt es mir laut ins Gesicht.

Wenn ich mich sehr konzentriere und einen guten Tag habe, so wie jetzt, dann kann ich es mit genug Grübeln selbst erkennen. Es ist, als würden auf einem Ölgemälde die Farben verlaufen und ein neues Bild erschaffen, das die Wirklichkeit zeigt, wo sonst nur eine Lüge gerahmt an der Wand hängt.

Ich bin in ihre Haut geschlüpft. In den letzten Tagen, als die Geschichte fast beendet worden wäre, war ich sie geworden. Ich bin nicht Tochter, sondern Mutter. Ich wurde zu ihr, weil sie mich gebraucht hat. Weil sie es nicht konnte. Deswegen musste ich sie ... nun ja, sie musste sterben.

Ich hätte meine Tochter nicht töten dürfen. Hätte nicht versuchen dürfen, sie zu sein. Ich weiß es. Jetzt gerade weiß ich es! Die Haut ihrer Hände und Unterarme habe ich mir

übergestreift, um zu schreiben, was ich für nötig hielt. Was sie nicht konnte.

Die Handschuhe aus ihrer zarten Haut waren an den Fingerkuppen leicht verschlissen, bis ihr Vater mich fand. So fleißig war ich. So viele Wörter habe ich geschrieben. So sehr habe ich sie weiterleben lassen, habe ihr Leben geschenkt. Imprägniert und verarbeitet hätten die ellenbogenhohen Handschuhe gerade lange genug gehalten, um den Roman fertigzustellen, da bin ich sicher. Sie haben mich gezwungen sie abzustreifen. Das war das Schlimmste. Ich war nicht mehr sie und ich bin nun nicht mehr ich.

Meine Worte können nicht ihre sein.

Wie soll ich es ertragen, dass ihre letzte Geschichte ohne Ende bleiben wird? Wie, dass meine Tochter niemals wieder schreiben wird?

Weiterleben wird sie nicht, weil ich sie getötet habe.

Die Leute sagen, ich sei krank.

Dabei wollte ich ihr ein Geschenk machen. Und auch mir. Und der Welt.

9, Rue des Remparts

Paris, Oktober 1821

Kirchhof von St. Pourriture in der Nähe der Universität

Die Mondsichel verbarg sich hinter den regenschweren Wolken und überließ die Menschen, die zu diesen Nachtstunden noch in den Straßen von Paris unterwegs waren, dem flackernden Lampenlicht der wenigen Straßenlaternen. Lucien, Eric und Jules schlichen durch schmale, dunkle Seitengassen und der Regen lief ihnen die Nacken hinab unter die Mäntel. Bei ihrem Vorhaben konnten sie weder Nässe noch Kälte schrecken, denn es gab gutes Geld zu verdienen.

»Halt«, sagte Lucien und hob die Hand. Sie mussten eine große *Avenue* überqueren und anschließend mehrere Gassen hinter sich bringen, um zur *Rue des Remparts* zu gelangen, wo der Kirchhof von *St. Pourriture* lag. Lucien reckte seinen Kopf an der Hausfassade vorbei, an der er Deckung bezogen hatte, um das Nachtleben auf der *Avenue* zu beobachten. Die Menschen waren wie üblich mit sich selbst beschäftigt. Sobald er sich davon überzeugt hatte, dass diese Besseres zu tun hatten, als drei Gestalten mit einem Handkarren ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und auch kein *Flic*, wie sie die Polizisten gerne nannten, zu entdecken war, gab Lucien seinen Handlangern ein Zeichen. Hastig überquerten sie die laternenbeschienene Allee, ehe sie zurück in die Dunkelheit der verwinkelten Pariser Gassen schlüpfen.

Am Nachmittag hatte eine Beerdigung stattgefunden. Das Grab war erst seit Kurzem zugeschaufelt und versprach, dass ihnen die Arbeit leicht von der Hand gehen würde. Viel wichtiger jedoch als ein mühelos zu öffnendes Grab war die

Frische der Leiche, die ihre Auftraggeber stets einforderten. Gebückt huschten sie an den wenigen erhellten Fenstern der braven Bürger von Paris vorüber.

Eric fluchte, als er in eine Pfütze trat. Jules wiederum schimpfte, weil Eric danach eine Schaufel aus dem Handkarren, den er schob, polternd zu Boden fallen ließ. »Verdammt, wenn die uns drankriegen, machen wir Bekanntschaft mit der *Guillotine*. Nur, weil *Monsieur* einen nassen Fuß hat. Konzentriere dich, alter Mann!«

Lucien schlug beiden genervt gegen die Schulter. Der wenig ältere Eric ließ es sich gefallen und schüttelte lediglich seinen Fuß, als könnte er damit das Regenwasser in seinem Schuh loswerden. Der beinahe halb so alte Jules hingegen stieß Lucien mit dem Ellenbogen in die Seite und ließ ihm einen streitlustigen Blick zuteilwerden.

»Seid ihr endlich so weit? Dort vorne ist der Gottesacker. Können wir uns an die Arbeit machen und den alten Bäcker ausgraben?«, fragte Lucien. Mit seinem feuchten Mantelärmel wollte er sich das Regenwasser aus seinem Gesicht wischen, verteilte es aber eher darauf.

Als sie am kleinen Friedhof angelangt waren, verzichteten sie darauf, das gusseiserne Tor zu öffnen. Von einem ihrer ersten Raubzüge wussten sie, dass es erbärmlich quietschte, was schnell die *flics* anlockte. Kaum krächzte das Tor, da kamen sie wie die Ratten aus ihren Löchern gehuscht. Das Leichenstehlen war schwieriger geworden.

Die drei Männer nahmen die mitgebrachten Werkzeuge aus dem Karren und stiegen vorsichtig über die speerspitzenähnlichen Zinken des hüfthohen Zauns, der den Kirchhof umfriedete. Trotz all der rostigen Stellen wirkten die Zinken scharf genug, um einen an Körperstellen zu verletzen, wo die Männer es sich am allerwenigsten wünschten. Den Handkarren ließen sie vor dem Zaun des Kirchhofs stehen.

Die nassen Grabsteine schimmerten leicht in der Dunkelheit, sobald das Licht ihrer Petroleumlampen auf sie fiel. Die meisten von ihnen waren moosbewachsen, manche sogar umgestürzt. Die wenigen neuen Grabsteine wirkten so fehl am Platz wie ein weißer Zahn in einem fauligen Gebiss.

»Wo liegt er, der Bäcker?«, fragte Jules. »Müsste ihm nicht einer der neuen Steine gehören?«

»Nicht bei einem Familiengrab.« Lucien zuckte mit den Schultern. »Wir müssen nach Maxim Boulanger suchen.«

Eric und Jules schritten die Grabsteinreihen entlang, während Lucien sich in entgegengesetzter Richtung umschaute. Immer wieder hörte er sie den Namen Maxim Boulanger murmeln, während sie die Inschriften inspizierten.

»Hier!«, gab Eric halb flüsternd, halb rufend Bescheid und winkte die anderen beiden Männer zu sich her.

Neben dem Grab stellte Lucien die Lampe ab. Gemeinsam trieben sie ihre Schaufeln in die schlammige Erde, bis das erste Schaufelblatt auf Holz traf.

»Da ist er«, meinte Eric schwer schnaufend, wischte sich über die Stirn und streckte seinen Rücken ächzend durch.

»Wirst wohl zu alt für so was«, neckte Jules.

Sobald der Sarg freigelegt war, öffnete Lucien den Deckel mit einem Stemmeisen. Die letzten Leichenraube hatten ihn gelehrt, geschickt damit umzugehen. Flugs stieß er den Sargdeckel auf.

Regentropfen fielen auf den Leichnam, dessen Gesichtshaut bereits welk und wächsern wirkte. Wie in sich eingesunken lag er auf seinem ewigen Totenbett. Ein paar Maden verkrochen sich vor dem Regen, der in das Grab hinabfiel. Die Finger beider Hände lagen ineinander verschränkt über dem aufgeblähten Bauch, wobei die Fingernägel zu lang für die eines Bäckers wirkten.

»Verdammt, der ist nicht so frisch, wie ich dachte«, sagte Lucien. »Hieß es nicht, er wäre erst vor ein paar Tagen gestorben?«

Jules nickte langsam. »Bei ihm hab ich mir als Kind gerne *Madeleines* gekauft, wenn ich irgendwoher ein paar *Centimes* bekommen habe.«

»Als Kind? Du meinst vorgestern?«, schlug Eric zurück.

Lucien legte das Stemmeisen weg und unterband den aufkeimenden Streit der beiden. »Lasst ihn uns da rausholen und die Sauerei wegmachen. Trockener wird es nicht mehr heute Nacht. Bevor uns noch die *flics* erwischen.« Er und Jules stiegen in das Grab hinunter, während Eric oben blieb, um die Leiche entgegenzunehmen. Die drei hatten zuvor genügend Tote gestohlen, sodass ihre Handgriffe eingespielt und aufeinander abgestimmt waren. Lucien und Jules bückten sich, ihnen gelang es jedoch nicht, den Bäcker an den Achseln anzuheben.

»Was zur Hölle?«, fragte Lucien mit einem scharfen Blick in Richtung des verblüfften Eric.

Jules deutete auf den Boden des Sarges. »Angenagelt«, sagte er schlicht. Eric reichte ihm das Stemmeisen, mit dem Jules den Nagel löste, der versehentlich in das Leichenhemd geschlagen worden sein musste. Würmer verschwanden zurück in die Erde, als wollten sie nicht mit ansehen, welches gottlose Tun hier vor sich ging. Jules ließ den Nagel fallen und zu zweit stemmten sie ihr Diebesgut erneut hinauf.

Sie schoben ihn so weit aus der Grube, bis Eric ihn unter den Armen oder wahlweise am Rumpf greifen konnte. Sie drückten den Körper von unten Stück für Stück hinauf. Gerade als Eric sich des Oberkörpers annahm, rutschte er ab und die Leiche sank zurück in die Arme der anderen beiden Männer.

Obwohl der Tote ein Bäcker gewesen war, hatte er lediglich einen durchschnittlich schweren Leib. »Zum Glück war er wohl selbst kein Schleckermaul«, kommentierte Jules schwer schnaufend, »sonst würde Eric da oben sich den Rücken verrenken. Wieder einmal.«

Eric's verkniffenes Gesicht ließ Lucien vermuten, dass Jules mit seinen Neckereien über Eric's Rücken nicht danebenlag. »Starr sind sie mir am liebsten. Handlicher geht es kaum.«

Jules sagte: »Ekelhaft wird es, wenn die Haut so weich wird und Dellen dort zurückbleiben, wo man sie anfasst. Zum Glück kauft keiner solche Leichen. Alle wollen Frischfleisch.«

Eric hielt den Oberkörper fest, bis die beiden anderen aus der Grube gestiegen waren. Endlich war es geschafft und der Leichnam seines Grabes entwendet. Den Sargdeckel legten sie zurück und schaufelten eilig die Erde darauf. Anschließend glätteten sie den umgegrabenen Boden mit den Schaufelblättern. »Wenn die nicht merken, dass eine Leiche fehlt, sucht auch niemand nach uns«, kommentierte Lucien die letzten Handgriffe ihres Raubs.

Zunächst arrangierten sie ihre Schaufeln und das Stemmeisen auf seinem Bauch, um ihn dann gemeinsam zum Zaun des Friedhofs zu schleppen. Dort verluden sie den Bäcker auf den Handkarren, verstauten auch ihre Gerätschaften und bedeckten ihn mit einem groben, von früheren Raubzügen fleckigen Tuch. So nett der Bäcker schon zu Lebzeiten gewesen war, blieb er auch im Tod und hielt all ihre Werkzeuge in seinem schlaffen Arm eingeklemmt.

»Na, das ging ja besser als erwartet«, freute sich Eric. Sein nasser Fuß schien ebenso vergessen wie sein schmerzender Rücken. Wohl hatte er die Münzen vor Augen, die Madame Mirelle ihnen für den Leichnam zahlen würde. Zwar beauftragte sie sie nur selten, aber dafür regelmäßig

damit, ihr einen möglichst frischen toten Leib zu beschaffen. Die resolute Dame mit dem stets strengen und mit grauen Strähnen durchzogenen Haarknoten war barsch, aber eine zuverlässige Kundin. So gerne Lucien ihr Geld einsteckte, so unheimlich war es ihm, Madame Mirelle zu begegnen. Bisher hatte er kein einziges Mal mit ihr gesprochen, ohne dass eine Gänsehaut die Härchen auf seinen Armen aufstellte.

»Aber wir brauchen wirklich mal einen größeren Handkarren. Wie da vorne die Füße immer über den Boden schleifen, ist echt daneben«, sagte Jules und schob als Erster den Karren über das vom Regen rutschige Kopfsteinpflaster der verwinkelten Pariser Gassen. Inzwischen hatte der Regen das Tuch, das die Leiche bedeckte, durchweicht, wodurch ihre Umriss deutlich sichtbar waren.

Lucien ging voraus, um zu prüfen, ob die Gassen menschenleer waren, die sie passierten. Bevor sie rechts abbogen, entdeckte er eine Gestalt, die von Schatten zu Schatten huschte. Er bedeutete seinen beiden Handlangern, kurz abzuwarten. Auch dieser Mensch hatte etwas Verbotenes im Sinn und es war stets besser, wenn sich nicht die Wege derer kreuzten, die im Verborgenen unterwegs waren. Als nichts mehr von dem Mann zu sehen war, übernahm Lucien den Handkarren und sie schlichen weiter durch die Gassen.

In der Nähe der Universität, am Ende einer Sackgasse, erreichten sie schließlich ihr Ziel. Lucien stellte den Handkarren ab und klopfte leise an ein Seitenfenster. Innerhalb weniger Augenblicke wurde ihnen die Tür im Hinterhof geöffnet.

Madame Mirelle hielt sich nicht mit einer Begrüßung auf. Stattdessen ging sie zum Handkarren, hob das nass geregnete Tuch, ohne sich zu zieren, an und prüfte den Zustand der Leiche. »Viel zu alt. Ich sagte doch, dass ich

möglichst frische Körper brauche. Frisch oder gar nicht! Habt ihr das vergessen?«

Lucien meinte, sein Herz sackte ihm in der Brust ein Stück hinab. Wenn Madame Mirelle sich weigerte, den Leichnam zu nehmen, für ihn zu bezahlen, konnte er ihn nicht einfach wieder zurückbringen.

Eric sagte: »Die Beerdigung war erst heute Nachmittag, Madame.«

Lucien fiel kein anderer Kunde ein, den er in dieser Nacht stattdessen beliefern konnte. »Da ist doch gar nichts dran«, fügte Lucien Eric's Einwand hinzu. »Muss gut gelagert gewesen sein. Sehen Sie nur, die Verwesung hat längst nicht eingesetzt. Die paar Maden. Sollen sich die Studenten nicht so anstellen.«

»Maden leben auch in manchen lebendigen Körpern«, erklärte Jules.

»Der Leichnam ist doch nicht für Studenten!«, zischte die Madame und warf einen Blick über ihre Schulter. Im Haus regte sich nichts. Sie zog das Tuch weiter vom Toten herab und bewegte seine Hand. Anschließend betastete sie den vom Totenhemd bedeckten Arm. »Ihr macht einem das Leben aber auch schwer. Was sollen wir jetzt machen? Der ist nicht gut genug.« Madame Mirelle verschränkte ihre Arme vor ihrem üppigen Busen und runzelte ihre Stirn.

Lucien bemerkte, wie seine beiden Handlanger hinter ihm unruhig wurden. »Ich könnte Ihnen natürlich entgegenkommen. Mit den vereinbarten *Francs*, meine ich.«

Madame Mirelle schaute, als wollte sie Lucien gleich ohrfeigen. »Das ist doch keine Frage des Geldes. Ich will nicht feilschen. Die Leiche ist zu alt. Das Fleisch nicht mehr frisch.«

»Die Organe haben sich noch längst nicht zersetzt. Ich bin mir sicher, dass der werte Herr Doktor viel Wissen durch den Bäcker erlangen wird.« Lucien nahm seine Mütze ab